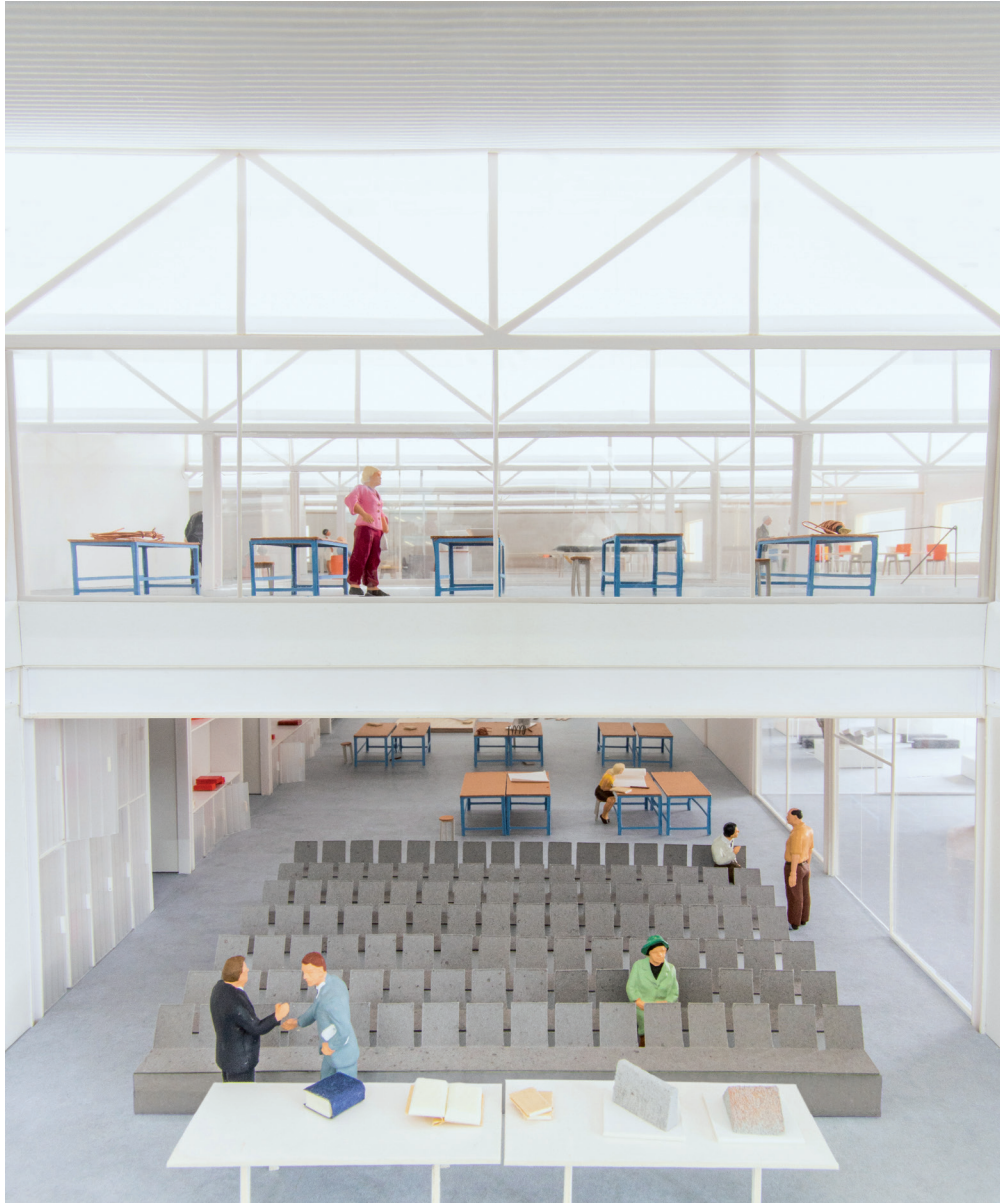


**“Maybe the Corridor
Isn’t the Best Answer”**

**„Vielleicht ist der Korridor
nicht die beste Antwort“**

**Jeannette Kuo (JK) in Conversation with |
im Gespräch mit Petra Eckhard (GAM)**

1 Rice School of Architecture Extension, multifunctional space | Erweiterungsbau der Rice School of Architecture, Mehrzweckraum, Karamuk Kuo Architects, Houston, Texas, 2019–2023 © Karamuk Kuo



The work of Zurich-based office Karamuk Kuo, established by Jeannette Kuo and Ünal Karamuk in 2010, focuses on the idea of architecture as the intersection of structures, space, and culture. Currently, Karamuk Kuo are working on an extension to the Rice University School of Architecture in Houston, Texas—a school that is known for its intimate size and the quality of their Bachelor and Master programs focusing on constructive thinking with an integrated curriculum and academic agenda. Petra Eckhard (GAM) met Jeannette Kuo (JK) and talked to her about the nexus of the educational and architectural program, James Stirling's postmodern legacy and the necessity of going beyond traditional academic typologies.

GAM: Jeannette, can you start with telling me a bit about the academic and spatial context out of which the Rice University School extension project evolved?

JK: Rice School of Architecture is one of the few schools where all of the people that teach in the technical fields also teach design or practice design, so there is a very integrated way of working between the different focus fields of architecture. The school is also small, it has about 180 students, which allows them to have a very tight agenda and program, integrating all the technical and theoretical into a holistic design-centered approach.

We were tasked with trying to think about the future of the architectural school, the types of spaces that they would need and what that means to extend onto a kind of existing building that not only has a cultural relevance in terms of the architectural history, but also onto a school that already had a famous extension. James Stirling did his first American project basically as an extension to the original school. So, we are extending an extension (fig. 3). That was already an interesting architectural problematic, but also to think about what are the spaces that would allow the school to develop a kind of pedagogy in

line with their philosophy right now and that would also enable them to do things in the future that they are not yet able to do.

GAM: What exactly is the school's philosophy?

JK: When we were selected for the new project, the school was very clear that they did not want to expand too much the number of students, and that the objective was not so much to provide more classrooms or typical studio spaces, but rather to provide other types of spaces that could rethink the way they work. When we started, we had a very long pre-design phase to develop the program together.

GAM: In the early 1980s Stirling's addition tried to maximize contact between students, professors and visitors through the design of a collective space. This was an architectural gesture towards fostering a strong academic community. In what way does your new extension reflect the current teaching philosophy of the school or enable new forms of pedagogy?

JK: To understand Stirling's contribution, you have to also understand a little bit the context that was there. The existing classroom buildings at Rice back then—and for the most part until now—are quite introverted buildings that are based on a series of long narrow buildings. The campus has beautiful outdoor spaces and old oak trees that makes it a real oasis in Houston. However, the buildings themselves, given their formal typologies of narrow bars, often were simply double-loaded corridors with classrooms or offices on either side. This was also the case at the existing architecture school. Stirling's extension in essence created a very public spine in the building that could be used for school-wide events like reviews, exhibitions, and lectures. It remains one of the few buildings on campus with this larger scale sequence of collective spaces meant to promote

Die Arbeit des in Zürich ansässigen Büros Karamuk Kuo, das 2010 von Jeannette Kuo und Ünal Karamuk gegründet wurde, konzentriert sich auf eine Vorstellung von Architektur als Schnittstelle von Tragwerk, Raum und Kultur. Derzeit arbeiten Karamuk Kuo an einem Erweiterungsbau der Rice University School of Architecture in Houston, Texas, einer Schule, die für ihre überschaubare Größe und die herausragende Qualität ihrer Bachelor- und Master-Studiengänge bekannt ist. Im Zentrum dieser Schule mit ihrem fächerübergreifenden Lehrplan und ihrer integrierten pädagogischen Agenda steht das konstruktive Denken. Petra Eckhard (GAM) traf Jeannette Kuo (JK) und sprach mit ihr über den Zusammenhang zwischen Lehrplan und architektonischem Programm, das postmoderne Vermächtnis James Stirlings und die Notwendigkeit, über traditionelle akademische Typologien hinauszugehen.

GAM: Jeannette, könntest du mir zunächst etwas über den akademischen und räumlichen Kontext erzählen, aus dem heraus sich das Projekt für den Erweiterungsbau der Rice University School entwickelt hat?

JK: Die Rice School of Architecture ist eine der wenigen Schulen, wo alle in den technischen Bereichen Lehrenden auch Entwurf unterrichten oder selbst praktizieren. Es gibt also eine äußerst integrierte Arbeitsweise zwischen den verschiedenen Kernbereichen der Architektur. Außerdem ist die Schule mit ihren etwa 180 StudentInnen relativ klein. Ihre Agenda und ihr Programm sind daher äußerst gestrafft und erlauben es, die gesamte Technik und Theorie in einen ganzheitlichen entwurfszentrierten Ansatz zu integrieren.

Man übertrug uns die Aufgabe, über die Zukunft der Architekturschule nachzudenken, über die Arten von Räumen, die diese benötigt, aber auch darüber, was es heißt, ein vorhandenes Gebäude zu erweitern, das nicht nur in architekturhistorischer Hinsicht kulturell bedeutsam ist, sondern auch als Erweiterung einer Schule, die schon einen berühmten Annex besitzt. James Stirling schuf sein erstes amerikanisches Projekt im Grunde als Erweiterungsbau der ursprünglichen Schule. Wir erweitern also eine Erweiterung (Abb. 3). Das war bereits für sich genommen ein interessantes architektonisches Problem; hinzukam aber noch das Nachdenken darüber, wie die Räume aussehen sollten, die es der Schule ermöglichen würden, eine Form von Pädagogik zu entwickeln, die im Einklang mit ihrer derzeitigen Philosophie steht, die es ihr aber auch ermöglichen würde, Dinge in der Zukunft zu machen, zu denen sie momentan noch nicht imstande ist.

GAM: Was genau ist die Philosophie der Schule?

JK: Als man uns für das neue Projekt auswählte, machte die Schule sehr deutlich, dass sie die Zahl der StudentInnen nicht allzu sehr erhöhen wollte, und dass das Ziel nicht darin bestand, weitere Klassenzimmer oder typische Zeichensäle bereitzustellen, sondern vielmehr andere Arten von Räumen, die ihnen die Möglichkeit geben sollten, ihre Arbeitsweise zu überdenken. Als wir anfangen, gab es vor der eigentlichen Gestaltungsphase einen langen Zeitraum, in dem wir das Programm gemeinsam entwickelten.

GAM: In den frühen 1980ern versuchte Stirlings Annex den Kontakt zwischen den Studierenden, ProfessorInnen und BesucherInnen durch die Gestaltung eines gemeinsamen Raums zu maximieren. Es handelte sich um eine architektonische Geste zur Förderung einer starken akademischen Community. Inwiefern spiegelt euer Erweiterungsbau die aktuelle Lehrphilosophie der Schule wider oder ermöglicht neue pädagogische Spielarten?

JK: Um Stirlings Beitrag zu verstehen, muss man sich auch ein wenig über den damaligen Kontext im Klaren sein. Die vorhandenen Bauten mit Klassenzimmern der Rice University waren damals, und sind bis heute, größtenteils ziemlich introvertierte Gebilde, die auf einer Reihe langer schmaler Gebäude beruhen. Der Campus hat schöne Außenräume und alte Eichen, was ihn in Houston zu einer echten Oase macht. Doch die Gebäude selbst waren aufgrund ihres formalen Erscheinungsbilds – es handelt sich um schmale Riegel –, häufig lediglich zweibündige Klassen- und Bürotrakte. Das war auch bei der existierenden Architekturschule der Fall. Im Kern schuf Stirling mit seinem Erweiterungsbau ein sehr öffentliches Rückgrat, das für die ganze Schule betreffende Veranstaltungen wie Schlusskritiken, Ausstellungen und Vorlesungen genutzt werden konnte. Es ist eines der wenigen Gebäude auf dem Campus mit dieser ein größeres Format aufweisenden Abfolge von Gemeinschaftsräumen, die kollektiv genutzt und dem Austausch dienen sollen. Der übrige Teil seines Erweiterungsbaus aber wiederholte die vorhandene zellenartige Anordnung der Klassenzimmer und Büros, was ihre Flexibilität letztlich einschränkte. Und auch die von ihm eingeführten Gemeinschaftsräume reichen nicht aus, um all die informellen Aktivitäten zu realisieren, die sogenannten Pin-ups (informelle Kritiken) und Kooperationen, die es dort heute gibt.

GAM: Was waren die wichtigsten Entwurfparameter, die aus der pädagogischen Sicht der Schule berücksichtigt werden mussten?



2 Rice School of Architecture, James Stirling's entrance situation | Eingangsbereich nach dem Entwurf von James Stirling © Jeannette Kuo

sharing and exchange. The rest of his extension, however, repeated the existing cellular organization of classroom and office that in the end limited their flexibility. Also, the collective spaces that he introduced is not enough to address all the informal activities, the pin-ups and collaborations that occur today.

GAM: What were the most important design parameters that needed to be considered from the school's pedagogical point of view?

JK: We had extensive conversations with the school to understand the way they work and to study what was missing with their current space and what they needed. Out of that, we realized that the cellular organization of the classrooms and studios, the highly defined spaces, did not allow them to adapt to their current ways of working. At the time the original building was built, the architectural pedagogy was about each

student working diligently on their own assigned desk, on their own project. Projects were mainly done with drawings and small models that would fit on those desks. Today, the types of projects have changed both in process and in scale. There is much more group work and also work that happens on a wider spectrum of media and technologies. Even just physical model making today extends from small models to large scale 1:1 prototypes. It also involves a methodology that is not linear or singular but quite fluidly and messily moving between the digital and the physical. Our project therefore proposed not only a large flexible hall for fabrication and events, a gallery to exhibit the work, but also a field of smaller scale but unassigned spaces that would allow for group work, pin-ups and other informal exchanges. Most importantly, these different ways of working should not be separated or siloed. The design therefore really tries to create visual proximity so that students, faculty and visitors could always be aware of the different types of work happening around them.

The project evolved into thinking about what are ways of designing spaces that could be flexibly used over the next 50, 80, maybe even 100 years—what are spaces that allow for things that we may not even be able to predict right now, spaces that are less formalized, with rather informal ways of interaction but still feed into the pedagogical concept of the school.

GAM: In what way did Stirling's eclectic approach influence your extension of the extension? Or, put differently, how do the two extensions relate to or differ from each other?

JK: Stirling was certainly quite masterful with his play of formal language that created some really iconic moments of composition but also some very awkward moments. For example, at an already tight entrance, he would place a column so that you would have to maneuver around it (fig. 2). It certainly created some forced interaction of people crossing paths as you would have to step aside to let someone through. Perhaps that was his intention. Our play with the architectural elements is maybe not so much along those lines. The main conceptual gesture of the building plays with our collective memory and image of architecture. The new building extends from the upper floor of the existing, taking its gable roof form and turns it

JK: Wir hatten ausführliche Gespräche mit der Schule, um zu verstehen, wie sie funktioniert, und zu untersuchen, was bei den derzeitigen Räumen fehlt und was sie benötigten. Daraus ergab sich, dass die zellenförmige Anordnung der Klassenzimmer und Studios, die klare Definition der Räume es unmöglich machte, sie an die aktuelle Arbeitsweise anzupassen. Zum Ent-

stehungszeitpunkt des ursprünglichen Gebäudes sah die architektonische Pädagogik vor, dass alle StudentInnen fleißig an dem ihnen zugewiesenen Schreibtisch an ihrem jeweiligen Projekt arbeiteten. Die Projekte bestanden vor allem aus Zeichnungen und kleinen Modellen, die auf diese Schreibtische passten. Heute haben sich die Projekttypen sowohl in prozessualer als auch in maßstäblicher Hinsicht verändert. Es gibt viel mehr



3 Rice School of Architecture Extension, northern façade | Erweiterungsbau der Rice School of Architecture, Nordfassade, Karamuk Kuo Architects, Houston, Texas, 2019–2023 © Karamuk Kuo/Jeudi Wang



- 4 Rice School of Architecture Extension, axonometric model | Erweiterungsbau der Rice School of Architecture, axonometrisches Modell, Karamuk Kuo Architects, 2019–2023 © Karamuk Kuo
- 5 Rice School of Architecture Extension, courtyard | Erweiterungsbau der Rice School of Architecture, Hof, Karamuk Kuo Architects, 2019–2023 © Karamuk Kuo/Jeudi Wang



into a shed. A series of sheds results from this first gesture repeated, producing a sort of industrial sawtooth roof. So, the transition from a very familiar almost domestic scale of the gable roof, which is very present on campus, to the larger-scale image of a shed roof was really key (figs. 4–5).

Programmatically, Stirling’s mandate was very different from ours. At the time he did his extension, the school was physically growing. They wanted to have more classroom and studio spaces to accommodate more students. In our case, the school decided to keep the size and intimacy of their program but to enhance it with other ways of working and showing their work. In Stirling’s addition there are wonderful double height moments that provoke visual exchange but, for the most part, the studios are off in the wings and closed off from view. As a parti, the school was maybe not so different from what was already there, but simply adding another bar. Many of the more public spaces within the building also could not be used as they were originally intended because of security and acoustical problems.

Our extension is designed to complement what is already available in the school. We looked at the language of the narrow bar and tried to rethink how we can get more out of it and transformed it into a system of bars. We also winked at Stirling’s “bridge” moment—a double-height moment where students on the upper floor corridor could look onto the events happening in the collective spaces below. You would find a few moments like that in the new building as well, but in our case systematized into the organization so that the upper floor for quieter work and collaboration and the lower floor for production are visually knitted together (fig. 6).

GAM: What we are currently experiencing is a paradigm shift where the conventional modes of teaching architecture are put into question and require a rethinking of academic structures, but also traditional academic typologies such as lecture halls or seminar rooms require a rethinking. How do you, in both roles as a professor and as a practicing architect experience this shift?

JK: If you look at how educational spaces were designed previously, it was really about closed classroom spaces or formalized

lecture halls that are meant for one function only. There is very little that is informal, there is very little space that is of a certain scale that allows for multiple ways of working. You are always confined to rooms, and you don’t see things that are going on. Now the question is, how do you design spaces that inspire people, that allow them to experience things they are not involved in directly but maybe that brings new ideas to what they are doing. So, all of these things essentially force us to re-question certain typologies that we have taken for granted in the educational spaces. Maybe the corridor isn’t the best answer, maybe it is, but maybe it is also in connection with something else. We have been looking at what it means when you have spaces that aren’t specifically designated for a particular function but that maybe allows them to be used in ways that we can interpret in the future.

GAM: Why are so many architecture schools in Europe still so hesitant to rethink or remodel the existing typologies into something that would fit contemporary modes of teaching and learning? Shouldn’t architecture schools in particular offer more progressive spatial approaches to the spaces in which their discipline is taught?

JK: There are some schools that are doing that already. I think it goes a little bit deeper. A lot of the American schools are smaller, they are more agile, because they are often private universities, and because of the way that American universities are structured or the way architecture departments are structured, there usually is more autonomy. For example, when a new director comes in who then rethinks certain things, that can really provoke change. The European model, the one that I know, which is more Central European, so Switzerland or Germany, is a heavy machinery that takes years to enact change because there are traditions and bureaucracies. Also, the model of the professorships is very different. In the American model the professor is in regular and direct contact with the students, so you don’t have the kind of umbrella of a chair or institute that weighs that down. A professor might have 12 students in a studio, not 200. The relationship amongst the professors to their colleagues is very direct as well. In the American system, the professors are on each other’s studio reviews, interacting quite directly in debates on every student’s project. There isn’t as strong of a separation into focused groups and disciplines

Gruppenarbeit und Arbeit, die ein breiteres Spektrum von Medien und Technologien betrifft. Selbst die Herstellung physischer Modelle erstreckt sich heute von kleinen Modellen bis zu großformatigen 1:1 Prototypen. Und das methodische Vorgehen ist nicht linear oder singulär, sondern befindet sich im ständigen Fluss und changiert auf ungeordnete Weise zwischen Digitalem und Physischem. Unser Projekt sah daher nicht nur eine große flexible Halle für die Fertigung und für Veranstaltungen vor, eine Galerie für die Präsentation der Werke, sondern auch einen Bereich mit kleineren, aber nutzungs-offenen Räumen für die Gruppenarbeit, Pin-ups und andere informelle Kommunikationsformen. Am wichtigsten aber war, dass diese unterschiedlichen Arbeitsweisen nicht voneinander getrennt oder isoliert werden sollten. Der Entwurf versucht daher wirklich eine visuelle Nähe zu schaffen, sodass die Studierenden, die Lehrkräfte und die BesucherInnen sich immer der unterschiedlichen Arten von Arbeit bewusst sein konnten, die um sie herum stattfand.

Aus dem Projekt entwickelte sich ein Nachdenken darüber, wie sich Räume gestalten lassen, sodass man sie in den nächsten 50, 80, ja vielleicht 100 Jahren flexibel nutzen kann, Räume, die Dinge ermöglichen, die wir derzeit vielleicht noch gar nicht vorhersehen können, Räume, welche weniger stark formalisiert sind, mit eher informellen Interaktionsweisen, die aber dennoch zum pädagogischen Konzept der Schule passen.

GAM: Inwiefern beeinflusste Stirlings eklektizistischer Ansatz eure Erweiterung der Erweiterung? Oder anders gefragt, inwiefern beziehen sich die beiden Erweiterungsbauten auf- und inwiefern unterscheiden sie sich voneinander?

JK: Hinsichtlich seines Spiels mit der formalen Sprache war Stirling sicherlich ein großer Meister, und was die Komposition angeht, schuf er einige wirklich ikonische Momente, aber eben auch einige sehr unbeholfene. So platzierte er etwa an einem ohnehin schon schmalen Eingang eine Säule, sodass man um sie herumgehen muss (Abb. 2). Dadurch kam es zwangsläufig zu Interaktionen zwischen Menschen, die sich dort über den Weg liefen, da man zur Seite treten muss, um jemanden durchzulassen. Aber vielleicht war das ja seine Absicht. Unser Spiel mit den architektonischen Elementen funktioniert ein bisschen anders. Die konzeptionelle Hauptgeste des Gebäudes spielt mit unserem kollektiven Gedächtnis und unserem Bild der Architektur. Das neue Gebäude erstreckt sich von dem Obergeschoss des vorhandenen, greift dessen Giebeldachform auf und verwandelt sie in ein Sheddach. Aus der Wiederholung dieser ersten Geste ergibt sich eine ganze Reihe von Sheds, sodass gewissermaßen ein industrielles Sheddach entsteht. Das Entscheidende war also wirklich der Übergang von einem sehr vertrauten, fast

häuslichen Maßstab des Giebeldaches, das auf dem Campus sehr präsent ist, zum größeren Maßstab eines Sheddachs (Abb. 4–5).

In programmatischer Hinsicht unterschied Stirlings Auftrag sich sehr deutlich von unserem. In der Zeit, als er seinen Erweiterungsbau schuf, erlebte die Schule eine Wachstumsphase. Man benötigte weitere Klassenzimmer und Studioräume, um mehr StudentInnen unterbringen zu können. In unserem Fall beschloss die Schule, an der Größe und Intimität ihres Programms festzuhalten, aber es um andere Arbeitsweisen und Präsentationsweisen ihrer Arbeit zu erweitern. In Stirlings Annex gibt es wunderbare Momente von doppelter Raumhöhe, die einen visuellen Austausch provozieren, doch die Studios befinden sich größtenteils in den Seitenflügeln und sind nicht einsehbar. Als Entwurfsschema unterschied sich die Schule vielleicht nicht so sehr von dem, was bereits da war, sondern fügte ihm einfach einen weiteren Riegel hinzu. Viele der öffentlichen Räume innerhalb des Gebäudes konnten wegen Sicherheits- und akustischen Problemen ebenfalls nicht so genutzt werden, wie ursprünglich beabsichtigt.

Unser Erweiterungsbau ist als Ergänzung dessen gedacht, was in der Schule bereits zur Verfügung steht. Wir sahen uns die Sprache der schmalen Riegel an, überlegten uns, wie wir da mehr herausholen könnten und machten ein System von Riegeln daraus. Wir würdigten auch Stirlings „Brücken“-Moment, eine Struktur von doppelgeschossigen Räumen, von der aus StudentInnen von dem Korridor im Obergeschoss das Geschehen in den Gemeinschaftsräumen unten verfolgen konnten. In dem neuen Gebäude finden sich ebenfalls einige solche Momente, doch in unserem Fall sind sie systematisch in die Anordnung des Ganzen integriert, sodass das obere Stockwerk für die ruhigere Arbeit und Kooperation und das untere für die Produktion visuell miteinander verknüpft sind (Abb. 6).

GAM: Derzeit erleben wir einen Paradigmenwechsel, wobei die herkömmlichen Formen des Architekturunterrichts infrage gestellt werden und ein Überdenken der akademischen Strukturen erforderlich machen; aber auch traditionelle akademische Typologien wie Vortragssäle oder Seminarräume müssen überdacht werden. Wie erlebst du diesen Wechsel in deiner Doppelrolle als Professorin und praktizierende Architektin?

JK: Wenn man sich ansieht, wie Ausbildungsräume bislang gestaltet wurden, so ging es wirklich um geschlossene Klassenzimmer oder formelle Vortragssäle, die nur eine bestimmte Funktion erfüllen sollen. Es gibt sehr wenig Informelles, sehr



6 Rice School of Architecture Extension, faculty research space | Erweiterungsbau der Rice School of Architecture, Forschungsbereich der ProfessorInnen, Karamuk Kuo Architects, 2019–2023 © Karamuk Kuo

within the architectural field and so it can be more dynamic. There are always advantages and disadvantages to both models. The stability of the European model protects the autonomy of the chair or institute which was supposed to be a way to ensure a freedom from market pressures and therefore the freedom for real independent research that can challenge the norms. If that happens, that's fantastic because the American model often lacks the support for research.

GAM: You teach within the American context, at Harvard GSD, with its iconic Gund hall studio space. The structure dates back to the 1970s but still seems to work well as a contemporary learning environment in which new pedagogical formats such as peer-to-peer practices can take place. How do you experience this teaching environment?

JK: Half of the experience at Gund Hall is really just the space—the open terraces with all the students under one roof.

You learn so much—not from the professors necessarily—but from the fact that you see everything that is going on. You are always inspired by your colleagues, by people that are even in a different department—because it is not just architecture, it's architecture, landscape, and urban design. That kind of energy in the room, that did half the work for us as professors, we only need to push so much more. This makes a huge difference, but there are still shortcomings to this space, we don't have enough space. We also don't have enough space for informal learning, we are always looking for spaces for pin-ups or good quality spaces for pin-ups. I think that was something at that time not intended for a school of this size, with so many students, but yes, definitely, this idea of what the space could do, and how a space can enable or constrain the way that you work and are inspired to work, that, I think, is a very central architectural question.

GAM: Thank you for the interview! ■

wenig Raum einer gewissen Größe, der verschiedene Arbeitsweisen zulässt. Man ist immer auf einzelne Räume beschränkt und sieht nicht, was darum herum passiert. Die Frage lautet also nun, wie man Räume entwirft, die Menschen inspirieren, indem sie es ihnen ermöglichen, Dinge zu erleben, mit denen sie vielleicht nicht direkt zu tun haben, sie aber vielleicht bei dem, was sie gerade machen, auf neue Ideen bringen. Dies alles zwingt uns also, bestimmte Typologien zu hinterfragen, die wir in den Ausbildungsräumen für selbstverständlich gehalten hatten. Vielleicht ist der Korridor nicht die beste Antwort, vielleicht aber doch, aber vielleicht auch in Verbindung mit etwas anderem. Wir haben uns angesehen, was es bedeutet, Räume zu haben, die nicht eigens im Hinblick auf eine bestimmte Funktion gestaltet sind, sondern die zulassen, dass man sie auf eine Weise nutzt, die erst in der Zukunft festgelegt wird.

GAM: Warum zögern so viele Architekturschulen in Europa noch, die vorhandenen Typologien zu überdenken und so umzugestalten, dass sie zeitgenössischen Lehr- und Lerngewohnheiten entsprechen? Sollten nicht gerade Architekturschulen einen fortschrittlicheren räumlichen Umgang mit den Räumen bieten, in denen ihr Fach unterrichtet wird?

JK: Einige Schulen tun das ja bereits. Ich glaube aber, dass das Ganze noch etwas tiefer reicht. Viele der amerikanischen Schulen sind kleiner, und agiler, da es sich häufig um private Universitäten handelt, und aufgrund der Art, wie amerikanische Universitäten oder Architekturfakultäten strukturiert sind, gibt es normalerweise größere Autonomie. Wenn es z.B. einen neuen Direktor oder eine neue Direktorin gibt, der oder die bestimmte Dinge überdenkt und anders sieht, kann das tatsächlich zu Veränderungen führen. Das europäische Modell, das ich kenne und das eher zentraleuropäisch ist, wie in der Schweiz oder Deutschland, ist das eines schwerfälligen Betriebs, bei dem es aufgrund der bestehenden Traditionen und Bürokratie Jahre braucht, bis Veränderungen umgesetzt werden. Und die Professuren funktionieren ebenfalls völlig anders. Beim amerikanischen Modell stehen die ProfessorInnen in regelmäßigem und direktem Kontakt mit den Studierenden, es gibt also nicht diesen Überbau eines Lehrstuhls oder Instituts, der alles so schwerfällig macht. Ein Professor oder eine Professorin hat dort 12 Studierende in einem Studio und nicht 200. Auch die Beziehung der ProfessorInnen zu ihren KollegInnen ist sehr direkt. Im amerikanischen System partizipieren die ProfessorInnen in die Schlusskritiken der anderen und interagieren durch die Auseinandersetzung mit den jeweiligen Projekten der Studierenden

unmittelbar miteinander. Die Unterteilung in bestimmte Gruppen und Fachrichtungen innerhalb des architektonischen Bereichs ist nicht so stark, sodass er dynamischer sein kann. Beide Modelle haben Vor- und Nachteile. Die Stabilität des europäischen Modells schützt die Unabhängigkeit des Lehrstuhls oder Instituts; damit soll die Freiheit gegenüber dem Druck des Marktes gewährleistet werden und damit die Freiheit zu wirklich unabhängiger Forschung, welche die Normen herausfordern kann. Sofern das geschieht, ist es fantastisch, denn bei dem amerikanischen Modell mangelt es häufig an der Unterstützung der Forschung.

GAM: Du unterrichtest im amerikanischen Kontext, an der Harvard GSD mit ihrer ikonischen Gund Hall-Studiohalle. Das Gebäude stammt aus den 1970ern, scheint aber nach wie vor als zeitgenössisches Lern-Environment zu funktionieren, in dem neue pädagogische Formate wie Peer-to-Peer-Praktiken stattfinden können. Wie erlebst du diesen Raum?

JK: Die Hälfte des Erlebnisses der Gund Hall ist wirklich einfach nur der Raum – die offenen Terrassen mit all den Studierenden unter einem Dach. Man lernt so viel, nicht unbedingt von den ProfessorInnen, sondern aufgrund der Tatsache, dass man alles mitbekommt, was sich dort abspielt. Man wird immer von den KollegInnen inspiriert, selbst von Leuten aus einem anderen Departement, denn es handelt sich nicht nur um Architektur, sondern um Architektur, Landschaft und Stadtbaukunst. Diese Energie, die da im Raum herrscht, erledigt für uns als ProfessorInnen schon die halbe Arbeit; wir müssen dann nur noch ein paar Anstöße geben. Das ist ein gewaltiger Unterschied, aber auch dieser Raum hat Nachteile, und insgesamt gibt es nicht genug Platz. Wir haben auch nicht genug Platz für informelles Lernen und suchen immer nach Räumen für Kritiken, oder nach qualitätsvollen Räumen für Diskussionen. Die Schule war nicht für so viele Studierende vorgesehen, aber ja, definitiv, diese Vorstellung, was ein Raum leisten könnte und wie ein Raum die eigene Arbeitsweise und Inspiration fördern oder einschränken kann, ist wirklich eine ganz zentrale architektonische Frage.

GAM: Danke für das Interview! ■

Übersetzung aus dem Englischen: Nikolaus G. Schneider